

Michael Ende

# **Der Niemandsgarten**

Aus dem Nachlass

ausgewählt und herausgegeben von Roman Hocke



## Vorbemerkung

„Aber das ist eine andere Geschichte und soll ein andermal erzählt werden.“ Wir alle kennen diese zentrale Wendung aus DIE UNENDLICHE GESCHICHTE, und viele Leser, vor allem seine zahlreichen jungen Freunde, wünschten sich, Michael Ende hätte diese Geschichten noch selbst erzählt. In dem vorliegenden Band wird ein erster Teil jener Erzählungen vorgestellt, die Michael Ende noch selbst fertig geschrieben hätte, hätte seine Lebenszeit dazu ausgereicht.

Michael Endes Kosmos an Einfällen ist schier unerschöpflich und belegt eine beeindruckende Imaginationskraft. Diese Leichtigkeit des Erfindens hat er im Laufe seines Lebens Zug um Zug bewusst entwickelt. „Die Kunst, Bildeinfälle zu haben, kann trainiert werden“, gab Michael Ende gern als Antwort, wenn er bei Lesungen auf den Einfallsreichtum in seinen Geschichten angesprochen wurde. Wer Rat suchte, dem empfahl er hierfür Raum im Bewusstsein zu schaffen und einen Zustand der Hellhörigkeit herzustellen, damit den unendlichen Ketten von Assoziationen gelauscht werden könne, die ein erster Einfall freisetzt.

Wegen seiner erstaunlichen Imaginationskraft ist Michael Ende zeitlebens die Rolle des „Märchenonkels der Nation“ angetragen worden. Beharrlich hat er sich gegen dieses Zerrbild gewehrt: ein weiser Mann mit weißem Haar und Bart, der wundersame Kindergeschichten erzähle, ansonsten aber jeglicher Realität entrückt sei. Denn Michael Ende war keineswegs der harmlose und weltfremde Träumer, als welcher er in der Öffentlichkeit noch immer dargestellt wird. Er selbst verstand sich vielmehr als Schriftsteller, dem das Schicksal der Menschen und ihrer Welt am Herzen lag – und der mit seiner Kunst die Welt durchaus auch verändern wollte.<sup>1</sup>

Auf das Erfinden von merkwürdigen Märchengestalten und phantastischen Begebenheiten kam es Michael Ende gar nicht so sehr an. Wesentlich größeren Wert legte er auf eine komplexere Leistung seiner Phantasie, die er bei seiner Arbeit für viel entscheidender hielt: Phantasie sei nämlich die schöpferische Kraft an sich und nicht allein Quelle phantastischer Einfälle und Bilderwelten. Sie sei vor allem der Ort, an dem einzelnen Bildern oder Gedanken neue Bedeutungen zugeordnet werden, neue Zusammenhänge und sogar – das hat mich immer erstaunt – Werte entstehen. Der Welt ihre Bedeutung zu geben, das also ist für Michael Ende eine ureigene Leistung der Phantasie.

Das Archiv, das Michael Ende als literarischen Nachlass hinterlassen hat, ist wesentlich umfangreicher als seine Veröffentlichungen. Man darf es sich nicht in der Art eines jener heute üblichen Ablagesysteme vorstellen. Wenn überhaupt von einer Ordnung zu sprechen ist, dann ist es wohl eher von einem assoziativen Prinzip geprägt. Seine Aufzeichnungen sind zwar einzelnen Buchplänen zugeordnet, doch befinden sich in solchen Aktenordnern Unterlagen ganz unterschiedlicher Art aus ganz unterschiedlichen Zeiten: Zettel mit ersten Gedankennotizen und Einfallsskizzen, Entwürfe erster Szenen oder Kapitel, verworfene Fassungen, Erläuterungen zur Bedeutung der Buchidee oder einzelner Szenen wie auch lange Wort- und Reimlisten. Man findet aber auch Einkaufszettel, Telefonrechnungen oder Privatkorrespondenz darin, deren Zusammenhang mit dem jeweiligen Buchplan auf den ersten Blick nicht unbedingt ersichtlich ist. Erst bei genauerer Betrachtung ist ein in kleinster Handschrift notierter Satz Michael

Endes festzustellen, der sich auf das jeweilige Projekt bezieht. Festgehalten hat er seine Einfälle und Gedanken auf jede Art von Papier, die Tinte hält: auf Schreibmaschinenpapier, Briefkuverts, Packpapier, Notizzettel, Malpapier und Buchumschlägen.

Das vorliegende Buch ist das erste, das aus Michael Endes literarischem Nachlass eine Auswahl wichtiger Schriften vorstellt. Auch wenn sich in dem Nachlass zu unser aller Bedauern nicht das Manuskript eines großen Romans verbirgt, so ist doch erstaunlich, was für faszinierende Texte es da gibt: Erzählungen und Theaterstücke, Romanfragmente und Hörspiele, Gedichte und Lieder, Betrachtungen und Aphorismen, notiert und gesammelt ein Leben lang. Der Band enthält ausschließlich Unveröffentlichtes: Von dem Kindergedicht über das Rätsel bis hin zur Geistergeschichte kommt noch einmal die Bandbreite der erzählerischen Möglichkeiten und thematischen Interessen Michael Endes zum Vorschein, so wie sie für sein Gesamtwerk typisch ist. Da es sich vorwiegend um Unvollendetes handelt, vom Autor zu seinen Lebzeiten nicht für eine Veröffentlichung freigegeben, findet der interessierte Leser im Anhang des Buches, überall dort, wo es angebracht schien, Erläuterungen zu Hintergrund und Entstehungsgeschichte der einzelnen Texte.

Nur wer Michael Ende persönlich kennengelernt hat, wird wissen, was für strenge Ansprüche er an sich selbst und seine Arbeit stellte, wird verstehen, aus welchem Grund er so vieles unter Verschluss gehalten hat: Zum einen handelt es sich um Buchpläne, an denen er noch bis zu seinem Tod gearbeitet hat, deren Verwirklichung ihm also am Herzen lag. Zum anderen sind das Schriften, die aus seiner Sicht noch zu stark mit seinem Leben verbunden waren: Michael Ende war erst zufrieden, wenn eine Geschichte von allem Persönlichen, Biografischen befreit war. Erst dann, so meinte er, wirke sie als Sinnbild. Schließlich – und das ist wohl die interessanteste Gruppe von Texten – handelt es sich auch um Erzählungen, die zwar eine überzeugende, stimmige Handlungsidee aufweisen, deren Bedeutungsebene aber noch nicht zu seiner Zufriedenheit ausgestaltet war. Das schönste Beispiel hierfür ist wohl das Romanfragment DER NIEMANDSGARTEN, eine Vorstufe zu DIE UNENDLICHE GESCHICHTE, wie der Leser gegen Schluss der Erzählung feststellen wird.

Das vorliegende Buch, ein Lese- und Vorlesebuch für alle Freunde von Michael Ende, will nicht nur Lesevergnügen sein. Es gewährt, wie ich meine, einen aufschlussreichen Einblick in die Schreibwerkstatt von Michael Ende und darüber hinaus eben auch in seine eigene originelle Wirklichkeit aus persönlichen Meinungen und Erfahrungen. Ich habe die Texte in diesem Buch nicht chronologisch angeordnet, sondern eher musikalische bzw. melodische Kriterien zugrunde gelegt – so wie sich das Michael Ende auch bei der Zusammenstellung im ZETTELKASTEN gewünscht hatte.

Nur wenige Leser wissen, dass Michael Ende seinen Stift nicht allein zum Schreiben, sondern gelegentlich auch zum Malen nutzte. Kein Wunder, denn seine Elternstube war die eines Malers: Sein Vater Edgar Ende hat in der Kunstwelt einen Namen für seine phantastischen und visionären Gemälde, Gouachen und Zeichnungen. Von Michael Ende stammen beispielsweise sämtliche Illustrationen aus dem Märchenroman MOMO, und zwar selbst das Motiv auf dem Schutzumschlag. In seinem Nachlass

befinden sich zahlreiche unveröffentlichte Zeichnungen, unter anderem auch Illustrationen zu einzelnen Szenen aus DIE UNENDLICHE GESCHICHTE.

Neben allem Heiteren und Humorvollen, Abenteuerlichen und Wunderbaren will das Buch nachdenklich machen, indem es den Leser zu kleinen Expeditionen in geistige Welten einlädt, die gerade in unserer Zeit von Verwüstung bedroht sind. Von wo sonst, wenn nicht aus der Imagination, sollen wir die Kraft zur überfälligen Erneuerung unserer Außenwelt beziehen? Das war es, was Michael Ende mit seinen Büchern wollte.

*Roman Hocke*

*Genzano di Roma, im Januar 1998*

# **Raubritter Rodrigo Raubein und Knirps, sein Knappe**

## **Fragment eines Romans**

### **Erstes Kapitel,**

#### ***in welchem die Hauptperson fehlt – und zwar plötzlich***

Mitten im finsternen Mittelalter, an einem Mittwoch und obendrein noch um Mitternacht, rumpelte und holperte ein hoher, kastenförmiger Wagen, der von drei Eseln gezogen wurde, über eine Landstraße voller Schlaglöcher und Pfützen. Ein schreckliches Gewitter tobte, Blitze und Donner folgten einander so schnell, dass man nicht mehr feststellen konnte, welcher Donner zu welchem Blitz gehörte. Es regnete wie aus Gießkannen und der Sturmwind pffff.

Wenn man sagt „im finsternen Mittelalter“, so bedeutet das eine Zeit, in der das elektrische Licht noch nicht erfunden war, das heißt also, bevor eure Großeltern kleine Kinder waren. Und das ist unvorstellbar lange her. Damals gab es weder Glühbirnen noch Autoscheinwerfer, noch Taschenlampen und natürlich erst recht keine Straßenbeleuchtung. Man kann sich leicht vorstellen, wie kohlpechrabenduster es auf jener Landstraße mitten in der Nacht war.

Hätte es zu dieser Stunde ein Wanderer gewagt, auf der Landstraße zu gehen, und wäre er dabei dem Wagen begegnet, so hätte er allerdings schon von Weitem durch das Donnergetöse das Klingen von Glöckchen gehört, die am Zaumzeug und an den Zügeln der drei Esel hingen. Und im Schein der Blitze hätte er gesehen, dass der Wagen aussah wie ein kleines Haus auf vier Rädern, dessen Wände über und über mit lustigen Figuren bemalt waren. Aus dem spitzen Dach ragte ein blecherner Schornstein heraus, links und rechts an den Seiten waren Fenster mit Geranienkästen und an der Rückseite gab es eine Haustür mit einem kleinen Extradach darüber. Über den Fenstern zu beiden Seiten stand in großen geschnörkelten Buchstaben:

### **PAPA DICKS PUPPENTHEATER**

Der Herr Direktor, ein rundlicher kleiner Mann, saß, in einen riesigen, regenfesten Mantel eingemummelt, auf dem Kutschbock. Das Wasser troff von seinem breitrempigen Hut, sein Kopf wackelte im Takt der rumpelnden Räder hin und her, sein rosiges, rundes Gesicht sah ungemein friedlich und freundlich aus. Er war nämlich eingeschlafen und schnarchte geruhsam vor sich hin. Die Donnerschläge schienen ihn dabei kein bisschen zu stören. Ebenso unbekümmert zockelten die drei Esel fürbass. Sie waren offenbar daran gewöhnt, sich ihre Straße allein zu suchen.

Das Innere des Wagens war nur durch das schwache Licht einer kleinen Ölfunzel erleuchtet, die an einer kurzen Kette von der Decke baumelte. In einer Ecke gab es einen Herd, an der Wand dahinter hingen allerhand Pfannen, Töpfe und Kochlöffel. Gleich daneben befand sich eine Essnische mit einem Tischchen, einer Bank und zwei Stühlen, alles sehr praktisch und klein. In der anderen Ecke war ein

Etagenbettgestell eingebaut, unten ein breites Ehebett, obendrüber, gleich unter der Decke und nur durch eine Leiter erreichbar, ein schmales, kleineres.

Der ganze übrige Raum war angefüllt mit Marionettenpuppen, die an ihren Fäden von der Decke oder von Gestellen herabbaumelten. Da gab es Prinzessinnen und Könige, Bürger, Bauern und Hexen, Zauberer, Tod und Teufel, Hanswurst, Türken, Pferde und Drachen und viele, viele Ritter. Auf dem Boden stapelten sich Kisten und Körbe, in denen die Kulissen aufbewahrt wurden und all die kleinen Sachen, die im Puppenspiel vorkamen, die Säbelchen und Schilde, die Königszepter und Tellerchen und Stühlchen und Bäumchen und Schiffchen und vieles andere mehr.

Die Puppen sahen in diesem flackernden Licht seltsam lebendig aus, wie sie so hin und her schaukelten, als ob sie miteinander tanzten.

Auf der Gardinenstange über dem Esstisch saß ein kleiner, sehr bunter Papagei, der den Kopf unter den Flügel gesteckt hatte und schlief. In dem breiten, unteren Bett lag Mama Dick unter einem rot karierten Plumeau und schnarchte ebenso hingebungsvoll wie ihr Mann draußen auf dem Kutschbock, nur viel zierlicher und melodischer.

Das obere, kleine Bett war leer. Und die Haustür in der Rückwand des Wagens schlug vom Winde bewegt auf und zu, auf und zu und immer wieder auf und zu.

Offenbar hatte jemand vergessen sie ordentlich zu schließen.

Plötzlich gab es einen mächtigen Rums, als ob die Räder des Wagens gegen einen großen Stein gefahren wären, das ganze Gefährt neigte sich und kippte auf die Seite. Alles fiel scheppernd und polternd durcheinander. Auch Mama Dick purzelte aus dem Bett. Der Papagei konnte sich gerade noch mit seinen Krallen an der Gardinenstange festhalten, aber er hing kopfunter.

„Oh Schreck, lass nach!“, kreischte er. „Was war denn das?“ Mama Dick arbeitete sich unter einem Haufen Puppen hervor und rief laut: „He, Papa Dick, was ist denn passiert?“

Von draußen hörte sie ihres Mannes Stimme durch das Windsausen: „Dolly, Willy und Ully haben wohl wieder mal ein bisschen im Laufen gedöst und sind in den Straßengraben gefahren.“

„Ephraim Emanuel Dick“, antwortete seine Frau wütend, „schäm dich was! Du schiebst es auf die drei unschuldigen Esel, dabei hast du wahrscheinlich selbst geschlafen. Wie kann man nur so verantwortungslos sein!“

Wenn sie ihn bei seinem ganzen ausführlichen Namen nannte, so war das immer ein alarmierendes Zeichen für Papa Dick. Er guckte zur Wagentür herein und machte ein äußerst besorgtes Gesicht.

„Hast du dir etwa wehgetan, lieber Schatz?“

„Nicht der Rede wert“, antwortete der Papagei. „Sokrates hat sich bloß 'ne Schwanzfeder geknickt.“

„Halt du jetzt mal den Schnabel, Sokrates“, sagte Papa Dick, „dich habe ich nicht gemeint. Wie geht es dir, liebe Frau? Ist alles in Ordnung?“

Mama Dick zwängte sich aus der klemmenden Wagentür heraus. Sie war ebenso rosig und rundlich wie ihr Mann und nur mit einem Nachthemd und einem Schlafhäubchen bekleidet. Nachdem sie ihrem Mann einen versöhnlichen Kuss gegeben hatte, besah sie sich seufzend den umgestürzten Wagen.

„Glaubst du“, fragte sie dann, „wir können ihn wieder auf die Räder stellen?“

„Wir müssen’s versuchen. In dieser gottverlassenen Gegend werden wir keine fremde Hilfe finden. Zum Glück scheint nichts kaputt zu sein. Zu dritt werden wir’s schon schaffen. Knirps muss auch helfen. Wo steckt er denn? Ist er noch drin?“

„Ich glaube nicht“, antwortete Mama Dick beunruhigt, „ich dachte, er war die ganze Zeit bei dir vorn.“

„Nein, bei mir war er nicht“, sagte Papa Dick.

Sie wechselten einen erschrockenen Blick, dann riefen sie gleichzeitig ins Innere des Wagens hinein:

„Hallo, Knirps! Junge! Kind! Bist du da drin? Ist dir was geschehen? Sag doch was, Söhnchen! Lebst du noch? Knirps, antworte uns bitte!“

„Hier drin ist niemand“, schnarrte der Papagei, „außer bloß Sokrates.“

„Um Himmels willen“, rief Mama Dick und schlug die Hände zusammen, „wo ist er dann? Wo ist mein armes Kind? Wir haben ihn unterwegs verloren, aber wann und wo? Was ist ihm geschehen?“

Und dann rannten beide eine Weile in der Dunkelheit herum und schrien, so laut sie konnten, nach allen Seiten in den Sturmwind: „Knirpschen! Junge! Bübchen! Antworte uns doch, wenn du uns hörst! Wo steckst du denn? Komm zurück, Söhnchen!“

Aber die einzige Antwort war das Sausen des Windes und das Grollen des Donners.

Eigentlich hieß der Junge natürlich nicht Knirps. Getauft war er auf die Namen Hastrubel Anaximander Chrysostomos. Diese Namen stammten aus einem uralten Geschichtenbuch, aus dem Papa Dick die Stoffe für seine Theaterstücke entnahm. Aber solche komplizierten Namen konnte kein Mensch aussprechen und noch weniger behalten, nicht mal die Eltern selbst. Deshalb nannten sie ihn zeit seines Lebens einfach nur Knirps, und das werden wir in der ganzen folgenden Geschichte auch so halten. Man kann diese Namen also getrost wieder vergessen.

Mama Dick begann zu weinen. „Er ist ein so unerschrockener kleiner Kerl“, schluchzte sie, „hoffentlich hat er nicht irgendwas auf eigene Faust unternommen ...“

„Nun“, meinte Papa Dick, „sagen wir’s ehrlich. Er ist der störrischste und unverständlichste Sohn, den wir je hatten.“

„Aber wir haben doch gar keinen anderen ...“, jammerte Mama Dick.

Papa Dick nahm sie beruhigend in die Arme und streichelte ihr übers Haar, wobei er das Nachthäubchen in Unordnung brachte. „Beruhige dich, mein altes Mädchen“, murmelte er, „er taucht bestimmt bald wieder auf. So einem wie ihm passiert schon nichts. Wir finden ihn gewiss wieder und dann werde ich ihm doch endlich mal den Hosenboden ordentlich stramm ziehen.“

„Das wirst du nicht tun!“, heulte Mama Dick. „Du bist ein Rabenvater. Und überhaupt – was ist, wenn er nun von Räufern entführt worden ist?“

„Ach was“, sagte Papa Dick, „wir sind doch extra bei dunkler Nacht gefahren, damit uns niemand sieht. Und außerdem, bei diesem verdammten Wetter legt sich doch kein Räuber auf die Lauer.“

„Das glaubst du doch selbst nicht“, rief Mama Dick immer verzweifelter. „Es wimmelt in dieser Gegend nur so von Galgenvögeln.“

„Na gut, aber warum sollten sie so was tun?“, wandte Papa Dick, nun selbst schon ziemlich unsicher, ein. „Wir sind doch nur arme Puppenspieler. Wir können doch überhaupt kein Lösegeld zahlen. Warum sollte jemand unsern Knirps entführen?“

Mama Dick entzog sich der Umarmung ihres Mannes und trat einen Schritt zurück. Sie war sehr blass geworden. „Hier irgendwo in den Wäldern“, brachte sie mit Mühe hervor, „haust doch Rodrigo Raubein, und das ist der schlimmste und grausamste aller Raubritter. Das ist ein vollkommen herzloser Mensch. Er tut Böses, weil es ihm Spaß macht, Böses zu tun. Er will gar nichts dafür. Und wenn er unseren Knirps ...“

Sie konnte nicht weitersprechen. Und nun fing auch Papa Dick zu weinen an. Sie hielten sich gegenseitig in den Armen und der Regen rann ihnen über die Gesichter.

„Oh Schreck lass nach!“, krächzte Sokrates aus dem Inneren des Wagens. „Das wär’ eine schöne Be-scherung. Aber ihr solltet nicht gleich den Kopf verlieren. Vielleicht ist Knirps nur mal eben ausgestiegen, um Pipi zu machen oder so was.“

„In solchen Fällen“, antwortete Papa Dick, von Schluchzern unterbrochen, „pflegt er aber zu rufen, damit man anhält und auf ihn wartet.“

„Aber wenn du doch geschlafen hast, du Schlafmütze“, fuhr Mama Dick ihren Mann an und schüttelte ihn, „dann hast du überhaupt nichts gehört. Und das arme Kind irrt nun in der Nacht herum.“

„Du hast ja auch geschlafen“, erwiderte Papa Dick kleinlaut, „sonst hättest du’s gemerkt, wenn er aussteigt.“

„Zum Kuckuck!“, kreischte der Papagei erbost. „Würde vielleicht jemand so freundlich sein und den Wagen wieder auf die Räder stellen? Sokrates hängt hier noch immer kopfunter an der Gardinenstange und sehen kann er auch nichts, weil die Funzel ausgegangen ist, und überhaupt. Wir bleiben eben hier und morgen früh, wenn die Sonne aufgeht, wird Sokrates in der ganzen Gegend herumfliegen und Knirps suchen. Und ihr könnt dasselbe zu Fuß machen. Aber jetzt können wir alle miteinander gar nichts tun als warten, ob er von selbst kommt. Also, stellt jetzt gefälligst den Wagen wieder auf, damit Sokrates wenigstens vernünftig nachdenken kann.“

Dieser Papagei war, wie man sieht, ein außerordentlich nüchtern veranlagter Vogel und nicht leicht aus der Fassung zu bringen. Er gehörte einer Rasse an, die besonders klein und besonders bunt war; er sah aus wie ein Clown – was er allerdings nicht sehr gern hörte. Außerdem war er, wie das bei Papageien öfter vorkommt, erstaunlich alt, schon fast hundert Jahre, also ungemein lebenserfahren. Dass er so perfekt zu sprechen verstand, lässt sich einleuchtend erklären: Er war nicht nur mit Papa Dick und Mama Dick, sondern schon mit Großvater Dick und Großmutter Dick, die ebenfalls Puppenspieler waren, durch die Lande gezogen und hatte alle Theaterstücke Hunderte und Hunderte von Malen gehört, bis er sie fehlerlos nachsprechen konnte. Und da er ein außerordentlich gescheiter Vogel war, weshalb er übrigens auch den Namen eines berühmten griechischen Philosophen trug, konnte er inzwischen mit diesem enormen Wortschatz ebenso gut umgehen wie irgendein Professor.



Papa Dick fand einen starken langen Ast, den er als Hebel benutzte. Mama Dick packte ordentlich mit zu und stemmte sich unter den Wagen. Willy, Ully und Dolly, die drei Esel, legten sich mit aller Kraft ins Geschirr – und nach einigen Versuchen gelang es, den Wagen wieder auf die Räder zu stellen. Die Seite, die unten gelegen hatte, war ziemlich schmutzig, aber das wusch der Regen bald ab. Sonst war nichts beschädigt.

Das Ehepaar stieg hinein und zündete die Funzel wieder an. Dann räumten sie die durcheinander gefallenen Sachen auf und verstauten alles sorgfältig. Als das getan war, setzten sie sich einander gegenüber an den kleinen Tisch in der Essecke, hielten sich bei den Händen und blickten sich gegenseitig bekümmert an. Keiner von beiden hatte Lust sich schlafen zu legen.

Mama Dick seufzte ab und zu und sagte immer wieder: „Was können wir nur tun, Papa Dick?“

Und Papa Dick antwortete jedes Mal: „Ich weiß es nicht.“ Schließlich schüttelte Sokrates sein Gefieder und plusterte sich. „Abwarten und Tee trinken!“, schnarrte er.

Und das taten sie dann auch, denn etwas Sinnvolleres gab es in der Tat vorerst nicht zu tun.

Vor dem Wagen draußen standen Ully, Dolly und Willy im Regen und Sturm. Das störte sie nicht, sie waren es gewohnt. Aber diesmal ließen sie die Köpfe und die Ohren hängen.

## **Zweites Kapitel**

Während weit, weit fort auf der Landstraße Papa und Mama Dick in ihrem Wagen saßen, Tee tranken und sich um ihr Kind sorgten, bahnte sich Knirps einen Weg durch das dichteste Dickicht eines Waldes. Zu jener Zeit gab es auch bei uns zu Lande noch richtige Urwälder mit tausendjährigen Baumriesen, mit Schluchten, die noch keines Menschen Fuß je betreten hatte, mit Schlingpflanzen und Sümpfen, in denen Irrlichter auf und nieder tanzten. Und der riesige Wald, um den es sich in dieser Geschichte handelt, hieß der Bangewald, denn er war ganz besonders unheimlich. Es hieß, dass es dort nicht nur Bären und Riesenschlangen gäbe, sondern auch Waldgeister, schlimme Kobolde und alle möglichen anderen Ungeheuer. Vor allem aber lebte hier, irgendwo in seiner unnahbaren Burg versteckt, jener gefürchtetste aller Raubritter, den Mama Dick schon mit solcher Ängstlichkeit erwähnt hatte: Rodrigo Raubein.

Niemand im ganzen Land wagte seinen Namen anders auszusprechen als hinter vorgehaltener Hand und in flüsterndem Ton, denn schon allein seine Erwähnung galt als gefährlich. Über die Wildheit und Bosheit dieses Unmenschen gab es zahllose Geschichten. Vor allem aber erzählte man sich geradezu unglaubliche Dinge über seine gewaltige Kraft im Kampf, die ihn ganz und gar unbezwinglich machte. Selbst die tapfersten Recken und kühnsten Draufgänger zogen es vor, sich erfolgversprechenderen Abenteuer zuzuwenden und um den Bangewald einen möglichst großen Bogen zu machen.

Trotzdem – oder vielmehr gerade deshalb – hatte Knirps beschlossen, diesen Mann aufzusuchen.

Diese erstaunliche Absicht soll auf der Stelle erklärt werden, denn sonst könnte sich möglicherweise jemand ein ganz falsches Bild von Knirps machen und ihn für ungeheuer mutig oder gar für einen Helden halten. Aber das war er nicht. Denn mutig ist jemand, der Angst hat und seine Angst überwindet. Aber Knirps wusste überhaupt nicht, was Angst ist, und deswegen brauchte er auch nichts zu

überwinden. Angst hat nämlich nur einer, der das Böse kennt, was in ihm steckt, und es deshalb nicht sucht. Und auch davon wusste Knirps nichts. Er konnte sich einfach nichts Richtiges darunter vorstellen. Deshalb war das keine Tugend, sondern ein Fehler. Er hatte keine Ahnung, was man gegen einen solchen Fehler tun konnte. Er hatte gehört: Wer nicht zwischen Gut und Böse unterscheiden kann, der bleibt ewig ein Kind. Aber das wollte Knirps nicht, er wollte gerne erwachsen werden und deshalb war er ausgerissen und nun auf dem Wege zu Rodrigo Raubein, der ja zweifellos ein Fachmann auf dem Gebiet des Bösen war.

Noch immer tobte das Donnerwetter, der Regen stürzte in Bächen hernieder, Blitze zuckten und Donner krachten und der Sturmwind brachte den ganzen Wald in wilden Aufruhr. Knirps war nicht gerade richtig angezogen für seine Expedition. Seine kleine, magere Gestalt steckte in einem Harlekinsanzug, den Mama Dick für ihn aus all den Reststückchen genäht hatte, die ihr beim Schneidern der Kostüme für die Marionettenpuppen übrig geblieben waren. Kleine bunte Flecken aus Samt, aus Leder, aus Goldstoff, aus Fell, aus Seide, aus Filz oder Wolle. Natürlich war der Anzug schon völlig durchnässt und klebte ihm an den Gliedern. Einen Hut hatte er auch nicht und seine fuchsroten Haare standen ihm verstrubbelt um den Kopf. Sein sommersprossiges Gesicht und seine blauen Augen sahen aus, als wäre er geradewegs vom Himmel gefallen.

Im Schein der zuckenden Blitze erschienen die riesigen, knorrigen Baumstämme wie allerlei seltsame Gestalten mit verkrümmten Armen und Beinen, wie Gesichter mit glotzenden Augen, knorpeligen Nasen und aufgerissenen Mündern. Das vielstimmige Brausen und Heulen des Sturmwindes klang wie ein Chor jammernder oder drohender Stimmen. Aber Knirps marschierte weiter, ohne sich davon im Geringsten beeindruckt zu lassen. Ab und zu knallte er in der Dunkelheit mit dem Kopf gegen einen Ast, den er nicht gesehen hatte, oder er purzelte über dicke Wurzelstrünke. Aber er rappelte sich wieder auf und setzte seine Wanderung unverzagt fort. Ein paar Mal geschah es sogar, dass der Wind Bäume entwurzelte, die krachend umfielen und andere Bäume mitrissen. Knirps kletterte über die dicken Stämme hinweg, die ihm im Weg lagen, und bahnte sich weiter seinen Pfad durch das Dickicht.

Einmal geriet er mit dem Fuß in etwas, das ihn festhielt. Er zog und zog und konnte doch nicht loskommen. Es sah so aus, als hätte eine Wurzelhand zugegriffen, denn der Fuß konnte eigentlich gar nicht anders zwischen diese Krallen gekommen sein. Knirps zog und zerrte mit aller Kraft, aber das Ding gab nicht nach. Vielleicht war es einer der boshaften Wurzelgnome.

„Hör mal“, rief Knirps, „lass mich los, ich muss doch zu Herrn Rodrigo Raubein.“

Kaum hatte er diesen Namen ausgesprochen, als sein Fuß auch schon frei war. Sollten sogar die Waldgeister und die Bäume sich vor ihm fürchten? Oder war es einfach nur Zufall gewesen?

Kaum war er ein paar Dutzend Schritte weitergegangen, als ein gewaltiger Blitz genau in die Stelle einschlug, wo er noch vor Kurzem gestanden hatte.

„Hat das mir gegolten?“, fragte Knirps. „Das fände ich aber nicht nett, wo ich doch bloß seinen Namen gesagt hab.“

Selbst die unheimlich aussehenden Bäume schienen vor so viel Unbekümmertheit zu erschrecken. Ihre Gesichter sahen plötzlich ziemlich entrüstet aus und es war, als ob sie miteinander flüsterten und tuschelten.

„Schon gut“, sagte Knirps, „ich bin ja schon still.“

Und er stapfte seelenruhig weiter.

Ein wenig später ließ das Unwetter endlich nach, nur der Wind dauerte noch an und blies Wolkenfetzen an dem vollen Mond vorüber, sodass es abwechselnd hell und dunkel wurde. Doch unten auf dem Boden des Bangewaldes, wo Knirps sich seinen Weg suchte, war davon nicht viel zu bemerken. Die riesigen Baumkronen ließen kaum das fahle Licht durch.

Dann hörte plötzlich auch der Wind auf und es wurde totenstill. Nur das leise Geräusch der Tropfen, die von den Blättern fielen, war noch zu hören. Nebel stiegen aus dem Boden auf. Die Nachttiere, die sich bis jetzt in ihren Schlupflöchern verkrochen hatten, kamen nach und nach hervor und beobachteten mit ihren glühenden Augen von überall her den kleinen Wanderer, der da so ungeniert in ihr Revier eingedrungen war.

Der Boden wurde immer sumpfiger und an vielen Stellen wuchsen riesige Pilze. Manche davon waren größer als Knirps. Der Boden stieg jetzt merklich an und der Baumbestand wurde lichter. Man konnte sogar schon ab und zu den Mond durch die Baumkronen sehen.

Nachdem Knirps längere Zeit immer höher und höher gestiegen war, hörte er plötzlich in der Stille ein Knacken und dann wieder und noch einmal. Er ging dem Geräusch nach und entdeckte unter einem großen Haselstrauch einen Bären, der dort Nüsse knackte.

„Hallo, Bär!“, sagte Knirps und ging auf ihn zu. „Lass mir auch welche übrig. Ich hab Hunger.“

Der Bär drehte sich um und richtete sich brummend auf den Hinterbeinen auf. Er war mehr als dreimal so groß wie Knirps und blickte verwundert auf den winzigen Kerl in seinem sonderbaren bunten Anzug herunter.

„Ich tu dir schon nichts“, sagte Knirps.

Sei es nun, dass der Bär schon satt war, sei es, dass ihn so viel Unverschämtheit verwirrte, er ließ sich jedenfalls wieder auf alle viere nieder und trottete brummend davon. Knirps blickte ihm freundlich nach und rief: „Danke!“ Dann sammelte er alle Nüsse auf, die er finden konnte, stopfte sie in die weiten Taschen seines Mantels und machte sich wieder auf den Weg, wobei er unterwegs eine Nuss nach der anderen mit den Zähnen knackte und aufaß.

Der Mond war schon ein gutes Stück weitergewandert, als sich der Wald vor Knirps plötzlich öffnete und ihm den Blick auf einen kahlen Felsenberg freigab, der schroff und vielzackig emporragte. Ganz oben auf der höchsten Spitze war im fahlen Licht eine Burg zu erkennen, deren Anblick selbst aus dieser Entfernung wohl jedem anderen eine Gänsehaut über den Rücken gejagt hätte – jedem, nur nicht Knirps, der befriedigt nickte und einen bewundernden Pfiff ausstieß. Er war sicher, dass er hier nun endlich an der richtigen Postadresse angekommen war: Raubritter Rodrigo Raubein, wohnhaft in der Schauderburg auf dem Haarzuberg im Bangewald.

Die Burg war aus schwarzen Steinblöcken errichtet und hatte fünf verschieden hohe Türme, die alle irgendwie schief und krumm wirkten. Die wenigen Fenster, die nach außen gingen, da die Außenmauern direkt in die senkrecht abfallenden Felsen übergingen, sahen aus wie leere Augenhöhlen. Einen Burggraben gab es nicht, nur auf einer Seite gab es ein Tor, doch war von unten nicht zu erkennen, ob es offen oder geschlossen war. Im Ganzen machte diese Burg einen reichlich heruntergekommenen Eindruck.

Knirps begann den Aufstieg. Der Weg war ein schmaler Felsenpfad ohne Geländer, der sich in kuriosen Windungen um die hohen Felsnadeln schlängelte. Überall unterwegs, wo ein bisschen Platz dafür war, stieß Knirps auf Gräber, deren Steinkreuze schräg im Boden steckten. Auf den Grabplatten entzifferte er mühsam Inschriften der folgenden Art:

*Hier liegt begraben Ritter Bogumil Droh mir,  
erschlagen von Rodrigo Raubein  
nach dreitägigem Kampf.  
Wanderer, hüte dich weiterzugehen!*

Oder:

*Hier ruhen die mühsam eingesammelten Gebeine  
des Riesen Untam Menuwel,  
der das Pech hatte  
Rodrigo Raubein zu missfallen.  
Wanderer, nimm die Beine in die Hand!*

Oder:

*Das bisschen, was noch übrig blieb,  
von den dreizehn Banditen  
der Berserker-Bande,  
die Rodrigo Raubein in die Quere kamen,  
liegt hier in einem Blumentopf begraben.  
Fremder, fliehe flugs von hinnen!*

Beim Höhersteigen stolperte Knirps mehrmals über herumliegende Totenschädel und Knochenhaufen. Einmal musste er sogar an einem ganzen Spalier von menschlichen Gerippen entlangmarschieren, die mit verrosteten Ketten an die Felswand geschmiedet waren und Helme aufhatten. Offenbar hatte es sich da um eine ganze Rittergesellschaft gehandelt, die hier von Rodrigo Raubein dafür bestraft worden war, dass sie versucht hatten ihm einen Besuch ohne Einladung zu machen. Jeden anderen hätte diese

Ehrenformation wahrscheinlich auf den Gedanken gebracht, dass es doch im Grund zu Hause viel schöner und gemütlicher sei und deshalb höchste Zeit umzukehren. Aber nicht so Knirps.

Als er schließlich ganz oben angekommen war, sah er, dass der Weg auf einer Felsenrinne endete. Eine Zugbrücke führte über einen gähnenden Abgrund hinüber zum Tor der Burg. Diese Brücke war so morsch und die gewaltigen Ketten so rostzerfressen, dass es mehr als fraglich schien, ob sie überhaupt noch halten würde, wenn man darüberging. Außerdem war das riesige Tor geschlossen. Knirps setzte seinen Fuß auf die Bohlen der Brücke. Es knackte und knisterte und irgendetwas rutschte und fiel in die Tiefe. Aber Knirps ging weiter. Einmal musste er über ein Loch zwischen den Planken springen. Die ganze Konstruktion schwankte auf und ab und die Ketten knirschten. Aber dann stand er schließlich vor dem Tor.

In der Mitte war ein Türklopfer in Gestalt einer Teufelsfratze, die einen dicken Eisenring im Maul trug. Knirps bewegte den Ring und klopfte ein paar Mal. Er hörte, wie das Geräusch im Inneren der Burg gespenstisch widerhallte, sonst blieb es mucksmäuschenstill. Er klopfte noch einmal kräftiger. Dann schrie er durch die hohlen Hände: „He, hallo! Herr Raubritter Rodrigo Raubein, kann ich bitte reinkommen?“

Keine Antwort war zu hören und niemand kam.

Knirps klopfte noch eine ganze Weile weiter, aber vergebens. Allmählich wurde er müde, schließlich war er ja schon die ganze Nacht auf den Beinen gewesen. Die Augen fielen ihm fast zu.

„Vielleicht“, sagte er sich, „ist er nur gerade mal weggegangen, um eine Besorgung zu machen. Er wird bestimmt bald zurückkommen, sonst hätte er doch einen Zettel an die Tür gemacht ‚Bin im Urlaub‘ oder so was. Ich setz mich jetzt einfach hierher und warte mal ein bisschen.“

Er kauerte sich also in die Ecke des Tores und war im nächsten Moment schon friedlich eingeschlafen.

### **Drittes Kapitel**

Der Raubritter Rodrigo Raubein war keineswegs verreist. Er verreiste überhaupt nie und er ging auch nie aus, um Besorgungen zu machen. Nein, er war zu Hause und hatte das Klopfen durchaus gehört. Aber er wollte um keinen Preis öffnen.

In Wahrheit war Rodrigo Raubein nämlich alles andere als das, was die Leute glaubten. Zwar war er tatsächlich fast zwei Meter groß und von hünenhafter Gestalt und sein Gesicht umrahmte ein struppiger schwarzer Vollbart, aber das war nur äußerlich. In Wirklichkeit konnte er keiner Fliege etwas zuleide tun. Wie man so sagt: Er hatte das Aussehen eines bösen Fleischerhundes und die Seele eines Gänseblümchens.

All die Geschichten über seine fürchterliche Wildheit und Ruchlosigkeit waren nur Gerüchte, die er selbst unter die Leute gebracht hatte. Und die hatten sie, natürlich mit eigenen Ausschmückungen, weiter erzählt. Das war ihm nur recht, denn er legte Wert auf einen möglichst schlechten Ruf. Aber alles das war nur Tarnung, hinter der er sich versteckte, um in Ruhe gelassen zu werden.

Rodrigo Raubein war nämlich nicht nur ein zartbesaiteter, sondern auch ein sehr ängstlicher Mensch. Das Leben schien ihm voller Gefahren und die Welt voller Bösewichter, die alle nur darauf aus waren, ihn zu überfallen, auszurauben oder gar totzustechen. Davon konnte man sie nur abhalten, meinte er, wenn man ihnen noch mehr Angst machte, als man selber hatte. Und tatsächlich war es ihm durch diese Methode gelungen, bisher ein ziemlich ungestörtes, wenn auch recht einsames Leben zu führen.

Es hatte ihn jahrelange Arbeit gekostet, all die Kreuze und Grabsteine selber zu machen und aufzustellen. Darunter lag überhaupt niemand und hatte auch nie jemand gelegen. Die Gerippe und Knochen und Totenschädel stellte er aus Gips und Lehm in einer Werkstatt her, die er sich eigens dafür eingerichtet hatte. Leider waren diese bildhauerischen Meisterwerke nicht besonders haltbar. Im Regen und Schnee weichten sie oft auf oder zerbröselten, dann musste er die Sachen tagelang reparieren oder ganz neu basteln, musste verblasste Inschriften nachmalen oder Grabkreuze wieder aufrichten. Dabei durfte ihn natürlich niemand sehen, sonst wäre ja möglicherweise alles herausgekommen. Am besten hätte man die Angelegenheit also bei Dunkelheit erledigt. Das Problem war nur: Er gruselte sich selbst so sehr davor, dass keine zehn Pferde ihn bei Nacht vor die Burg hinausgebracht hätten. Nur bei strahlendem Sonnenschein wagte er sich ins Freie, um die notwendigen Reparaturen vorzunehmen.

Die Schauderburg hatte er übrigens von seinen Vorfahren geerbt, die tatsächlich ziemlich schlimme Raubritter gewesen waren. Als Letzter des Geschlechts bewohnte er sie nun allein, aber er benutzte nur einen ganz kleinen Teil davon. Die großen Rittersäle und Korridore und Treppen betrat er schon seit Jahrzehnten nicht mehr. Er hatte die Türen abgeschlossen, weil er Angst vor Gespenstern hatte.

Im Hof der Burg zog er Kartoffeln und Gemüse und davon ernährte er sich. Er selbst wohnte in einem kleinen sonnigen Gemach im Südturm, dem einzigen, der noch halbwegs instand war. In diesem Zimmer stand sein Bett, in einem offenen Kamin kochte er sich seine Mahlzeiten, meistens Gemüsesuppe, und vor allem oblag er hier seiner Lieblingsbeschäftigung, nämlich dem Züchten von Kakteen. Vor allem die kleinen kugelförmigen liebte er, als wären sie seine Kinder. Jede Einzelne hatte ihren Namen und er konnte sie stundenlang zärtlich betrachten. Er fühlte sich ihnen innerlich verwandt, weil sie so anspruchslos und unscheinbar waren, vor allem aber, weil sie die schönsten und zartesten Blüten hervorbrachten, die man sich denken kann – wenn man sie durch sorgsame Pflege dazu bringen konnte, zu blühen, was allerdings jahrelange Geduld erforderte.

Zu den Dingen, die Rodrigo Raubeins zartem Gemüt am meisten zusetzten, gehörten Blitz und Donner. Während des schrecklichen Unwetters in der vergangenen Nacht hatte er die ganze Zeit aufrecht in den Kissen seines Bettes gesessen und bleichen Angesichts sein Ende erwartet. Er hatte seine Ritterrüstung angelegt, damit er wenigstens respektabel aussähe, falls er zu seinen Ahnen gerufen werden würde. Sein dickes Federbett hatte er bis zum Kinn hochgerafft und bei jedem Blitz zog er es sich ganz über Kopf und Helm. Als das Unwetter schließlich nachließ und abzog, war er erschöpft, aber seinem gnädigen Schicksal dankbar, in die Kissen zurückgesunken, hatte aber keinen Schlaf finden können.

Und dann erscholl plötzlich das laute Klopfen am Burgtor. Herr Rodrigo Raubein fuhr aus seinem Dämmerzustand empor und sein schwarzer Bart sträubte sich vor Schreck. Noch nie, noch nie in all den

Jahren war es vorgekommen, dass jemand sich der Schauderburg zu nähern gewagt hätte. Und wer es zu dieser Nachtzeit und nach einem solchen Unwetter tat, konnte nur von der schlimmsten Sorte sein. Ein Überfall, das war Herrn Rodrigo klar. Er hielt sich mucksmäuschenstill, denn es war seine einzige Hoffnung, die mordlüsterne Horde dort draußen zu täuschen. Wenn er so tat, als ob's ihn nicht gäbe, dann würden sie es vielleicht glauben und unverrichteter Dinge wieder abziehen.

Den Rest der Nacht verbrachte er damit, sich zu fürchten, als aber der Morgen kam, ohne dass das schreckliche Klopfen sich wiederholt hatte, schöpfte Rodrigo Hoffnung und zugleich übermannte ihn die Neugier. Er wollte nachsehen, ob vielleicht an irgendwelchen Spuren zu erkennen war, wer ihn da hatte besuchen wollen.

Er stieg die Wendeltreppe hinunter, ging über den Hof zum Tor und schob vorsichtig den dicken Eichenbalken zurück, der als Riegel diente. Knarrend öffnete sich der Torflügel einen Spalt und er lugte mit einem Auge hinaus, konnte aber nichts sehen. Doch dann wurde die Tür plötzlich von außen ziemlich unsanft aufgedrückt und Herrn Rodrigo blieb vor Verwunderung der Mund offen.

Was da hereinspaziert kam, war ein ziemlich durchnässter kleiner Junge in einem buntscheckigen Anzug und mit fuchsrotem, zerzaustem Haar. In der einen Hand schwenkte er einen großen Hut, mit der anderen ergriff er des Ritters riesige Pranke, schüttelte sie kräftig und sagte mit dem ernsthaftesten Gesicht von der Welt:

„Na endlich, Ihr habt offenbar sehr gut geschlafen. Guten Morgen, Herr Raubritter Rodrigo Raubein! Ich bin ab sofort Euer neuer Knappe. Ich heiße Knirps. Und außerdem hab ich ziemlichen Hunger. Wann gibt's Frühstück?“

Danach nieste er einige Male laut und ungeniert.

„So, so“, sagte Rodrigo ziemlich verdattert, „aha. Nanu. Wieso?“

„Ihr habt doch nicht etwa schon einen anderen Knappen?“, fragte Knirps.

„Nein“, antwortete Rodrigo, „nicht dass ich wüsste.“

„Eben“, stellte Knirps zufrieden fest, „also braucht Ihr mich.“

„Überhaupt nicht“, erwiderte Rodrigo, „halt, hiergeblieben, bleib stehen! Wo willst du denn hin?“

Knirps war schon an ihm vorbei in den Burghof gegangen und blickte anerkennend herum. „Hier gefällt's mir“, sagte er. „Wo ist denn mein Zimmer?“

„Hör mal, Knirps“, rief Rodrigo, „mach, dass du wegkommst, und zwar sofort! Hier ist kein Spielplatz für Kinder, nein, ganz und gar nicht.“

„Stimmt“, sagte Knirps, „gerade deswegen gefällt's mir ja hier.“

Und er nieste noch einmal.

„Könntest du vielleicht mal in eine andere Richtung niesen?“, meinte Rodrigo. „Wenn du erkältet bist, möchte ich mich nicht anstecken.“

„Macht Euch nur keine Sorgen um mich“, antwortete Knirps.

„Du solltest nach Hause gehen und Medizin nehmen“, schlug der Raubritter vor, „vielleicht bekommst du sonst Lungenentzündung.“

„Das macht mir überhaupt nichts“, erklärte Knirps und stieg die Wendeltreppe zu Herrn Rodrigos Gemach hinauf. Der Ritter hatte Mühe, ihm nachzukommen, und war schon außer Atem.

„Wer sind denn deine Eltern?“, wollte er wissen.

Knirps zuckte geringschätzig die Achseln. „Ach, die! Zu denen geh ich nicht zurück. Nie mehr.“

„Warum denn nicht?“

„Sie verstehen mich nicht. Sie sind so ehrbar und kleinkariert und eben richtige Spießer. Ich stamme nämlich aus dem Geschlecht der Grafen von Fadenzupf.“

„Nie gehört“, murmelte Rodrigo, „und was stört dich daran?“

„Immer heißt es ‚Das schickt sich nicht‘ und ‚Das darf man nicht‘ und ‚Tu dies nicht‘ und ‚Tu das nicht‘. Ich will das blöde Getue nicht mehr mitmachen. Immer brav sein ist schrecklich langweilig. Ich will lieber ein freier und überall gefürchteter Kerl sein, so wie Ihr, der Schrecken aller Reisenden und Ritter.“

„Na ja, also ...“, warf Rodrigo ein, aber Knirps redete weiter:

„Ihr seid mein großes Vorbild, Herr Rodrigo Raubein. Alle haben immer zu mir gesagt: Wenn du so weitermachst, dann kannst du nur noch Raubritter werden. Und das werd’ ich eben jetzt.“

„Nun, das ist aber nicht so einfach“, versuchte Rodrigo zu widersprechen.

„Das weiß ich“, antwortete Knirps, „aber ich hab’s nun mal beschlossen und daran ist nichts mehr zu ändern, weil ich nämlich einen enormen Dickkopf habe. Darf ich übrigens gleich Du und Onkel Roddi zu dir sagen?“

„Nein“, schnaubte der Ritter, „auf keinen Fall!“

„Gut, Onkel Roddi“, fuhr Knirps ungerührt fort, „dann sind wir uns ja einig. Ich bin da und bleibe da. Jetzt bin ich Knirps, dein Knappe.“

Inzwischen waren sie in Rodrigos Turmzimmer angekommen. Knirps ging sofort auf die Kakteen am Fensterbrett zu. „Was sind denn das für komische Knollen?“

Er tippte eine mit dem Finger an. „Aua!“, sagte er und warf aus Versehen den Topf um, der in Scherben ging.

Jetzt nahm Rodrigo Raubein seine ganze Kraft zusammen. Er blies seinen gewaltigen Brustkorb auf und brüllte: „Das war Tusnelda, die Zarteste von allen! Mach, dass du rauskommst! Ich kann dich hier nicht brauchen! Und meine Kakteen rührst du nicht mehr an, verstanden!“

„Schon gut“, meinte Knirps begütigend, „reg dich nicht auf, Onkel Roddi, bloß weil ich mich ein bisschen gepikt habe. Das macht mir doch nichts.“

„Aber mir!“, schnaubte Rodrigo mit rollenden Augen. „Und wenn du jetzt nicht auf der Stelle verschwindest, Bürschchen, dann schmeiße ich dich eigenhändig raus!“

Er packte Knirps, um seine Worte in die Tat umzusetzen, hielt aber plötzlich inne und machte ein bestürztes Gesicht.

„Du bist ja ganz heiß, Kind“, sagte er, „tatsächlich, du hast Fieber! Du musst dich ganz schrecklich erkältet haben heute Nacht.“ Er legte ihm die Hand auf die Stirn. „Ja, kein Zweifel. Zeig mal die Zunge!“

Knirps streckte die Zunge heraus.



„Du bist krank“, stellte Rodrigo fest, „und zwar sehr. Du musst sofort ins Bett. Mit so was ist nicht zu spaßen.“

„Ich geh aber nicht ins Bett.“

„Doch, und zwar gleich.“

„Nein.“

„Das werden wir ja sehen.“

„Ich will nicht und ich tu's nicht!“

„Ein Knappe muss seinem Ritter auf jeden Fall gehorchen, ganz gleich, was ihm befohlen wird. Wenn ich sage ‚Spring aus dem Fenster‘, dann springst du aus dem Fenster. Wenn ich sage ‚Geh ins Bett‘, dann gehst du ins Bett, verstanden?“

Knirps blickte zweifelnd zu Rodrigo auf. „Ist das wirklich wahr oder sagst du das nur so, um mich rumzukriegen?“

„Das ist wahr, bei meiner Raubritterehre! Wenn du nicht gehorchen willst, dann kannst du kein Knappe werden.“

„Und wenn ich's tu, bin ich dann dein Knappe?“

„N... ja gut, meinetwegen“, sagte Rodrigo.

Wortlos zog Knirps seine nassen Sachen aus. Rodrigo machte das Bett und Knirps schlüpfte hinein. Er ließ sich sogar einen kalten Halswickel machen und schlürfte ohne Widerrede den Kamillentee mit Honig, den der Raubritter für ihn zubereitete.

In den nächsten Nächten schlief Rodrigo Raubein sitzend in seinem alten Ohrenbackensessel. Das war nicht besonders bequem, aber es war ja nur für kurze Zeit, sagte er sich. Sobald der Junge wieder auf den Beinen wäre, würde er ihn schon irgendwie loswerden.

Tagsüber erzählten sie sich von ihren Abenteuern, die sie angeblich bestanden hatten, und dabei logen sie sich gegenseitig an, dass sich die altersschwachen Balken in der Turmstube bogen. Erst erzählte Knirps von allen möglichen Streichen und Übeltaten, die er in Wirklichkeit natürlich nie begangen hatte. Er wollte bloß zeigen, dass in ihm das Zeug zu einem richtigen, gewissenlosen Raubritter steckte. Nach und nach kam auch Rodrigo in Fahrt und erfand die tollsten Geschichten, in denen er selbst immer die großartigste und furchterregendste Figur abgab. Er erzählte von wagemutigen Raubüberfällen auf fürstliche Kutschen, bei denen er ganz allein ein Fähnlein Ritter besiegt hatte; von Einbrüchen in königliche Schatzkammern, bei denen ihm Säcke voll Gold und Diamanten in die Hände gefallen waren; von Turnieren, bei denen er drei der gefährlichsten Gegner auf seine Lanze gespießt hatte wie Bratwürstchen; von einem Kartenspiel, bei dem es ihm gelungen war, den Teufel höchstpersönlich zu überlisten; von einem wilden Ritt auf einem Seeungeheuer, das er gezähmt hatte, und von fabelhaften Saufgelagen mit drei Eisriesen, die am Nordpol wohnten und die er alle drei unter den Tisch getrunken und dann bis aufs Hemd ausgeplündert hatte.

Knirps hörte zu und konnte gar nicht genug bekommen. Seine Augen glänzten und seine Ohren glühten, und das nicht vom Fieber (das schon längst vorbei war), sondern vor Begeisterung. Immer wieder sagte er: „Onkel Roddi, du bist wirklich der Größte. So wie du will ich auch mal werden.“

Rodrigo Raubein tat die Bewunderung seines jungen Gastes sichtlich gut. Er blühte ordentlich auf bei seinen Flunkereien. Dieser Knirps wurde ihm immer sympathischer.

Wirklich ein netter kleiner Kerl, dachte er bei sich, zu schade, aber ich muss ihn trotzdem so bald wie möglich loswerden, sonst entdeckt er noch meine Gipswerkstatt, und dann erzählt er's womöglich überall herum und mit meinem schlechten Ruf ist es endgültig vorbei.

Die Sache mit dem Loswerden war allerdings leichter gesagt als getan. Auf jeden Fall aber schloss er die Tür zur besagten Werkstatt sorgfältig ab und trug den Schlüssel Tag und Nacht bei sich. Als Knirps nach einigen Tagen wieder ganz gesund war, gab er ihm die Schlüssel zu allen anderen Türen der Burg, damit er sich umsehen konnte. Der Bund war so groß und schwer, dass Knirps ihn nur mit Mühe schleppen konnte. Trotzdem gelang es ihm, eine verschlossene Tür nach der anderen zu öffnen. So inspizierte er nun die Säle und Gemächer, in denen der Staub fingerdick lag und Spinnweben zwischen den Möbeln hingen, wanderte durch die langen Galerien und Korridore mit ihren halb vermoderten Wandteppichen und Ahnenbildern, auf denen kaum noch etwas zu sehen war. Natürlich öffnete er auch alle Schränke und Truhen und untersuchte deren Inhalt. Und schließlich geriet er in die ehemalige Waffenkammer.

Hier lagen und standen in Gestellen die Wände entlang zahllose Brünnen, Helme, Armschienen, Beinschienen, Schilde, Schwerter, stachelige Keulen, Hellebarden, Spieße, Turnierlanzen, Dolche, Panzerhandschuhe und was eben sonst noch alles zur Ausrüstung von Raubrittern gehörte.

Knirps fühlte sein Herz höherschlagen. Da der Raum keine Fenster hatte, holte er sich eine Fackel und unterzog dieses ganze Arsenal einer gründlichen Musterung. Viele von den Sachen waren schon viel zu verrostet, als dass man sie noch hätte brauchen können, aber schließlich fand er doch eine komplette Rüstung samt Schwert und Schild, die noch gut instand und in der Größe gerade richtig für ihn war. Man musste sie nur mal ordentlich putzen und einölen. Er zwängte sich in das Eisenkleid hinein, setzte sich den Helm auf, gürtete sich das Schwert um, hängte sich den Schild über den Arm und marschierte klirrend durch die Säle und Gänge zurück, die Wendeltreppe hinauf und in das Turmzimmer, wo Rodrigo Raubein mit seinen Kakteen beschäftigt war.

Der Raubritter schnappte zuerst nach Luft vor Schreck, denn Knirps hatte das Visier des Helms heruntergeklappt, sodass er ihn nicht erkannte.

„Onkel Roddi“, sagte Knirps und es klang etwas blechern, „schau mal, was ich gefunden hab.“

„Ach, du bist es!“, seufzte Rodrigo erleichtert, der schon geglaubt hatte, bei hellichtem Tag ein Gespenst zu sehen.

„Das gehört jetzt mir“, erklärte Knirps mit Bestimmtheit und klappte das Visier hoch.

In diesem Augenblick hatte Rodrigo Raubein eine Idee, wie er es fertigbringen könnte, den Jungen wieder nach Hause zu schicken.

„Nein“, sagte er, „dazu müsstest du erst Ritter werden. Aber du hast noch nicht einmal deine Knappenprüfung abgelegt.“

„Knappenprüfung?“, fragte Knirps. „Was ist denn das?“

Rodrigo setzte sich auf seinen Lehnstuhl und erklärte: „Wenn du wirklich Raubritterknappe werden willst, dann musst du erst mal beweisen, dass du dazu finster entschlossen bist.“

„Bin ich doch“, sagte Knirps und versuchte finster auszusehen.

„Nun, das kann jeder sagen“, meinte Rodrigo, „aber du musst eine Probe ablegen, dass du vor nichts Angst hast und vor keiner Untat zurückschreckst. Du müsstest ganz allein und ohne fremde Hilfe ein möglichst gefährliches Verbrechen begehen – und das willst du doch bestimmt nicht.“

„Doch“, antwortete Knirps, „wird gemacht. Was soll ich zum Beispiel tun?“

Rodrigo kratzte sich hinterm Ohr. „Das kann ich dir nicht sagen, das müsstest du schon selber herausfinden. Darin besteht ja gerade die Probe. Du siehst also, es ist sehr schwer, viel zu schwer für einen wie dich. Also hör auf meinen Rat und lass es sein.“

Knirps legte schweigend die Rüstung ab, auch Schwert und Schild. Rodrigo nickte erfreut, weil er schon glaubte sein Ziel erreicht zu haben.

„Ich geh sofort los“, sagte Knirps entschlossen.

„Moment mal, mein Junge“, stotterte Rodrigo verwirrt, „was heißt das? Wohin willst du gehen?“

„Na, die Probe bestehen, wie du gesagt hast, Onkel Roddi.“

„Aber ...“ Rodrigo sah plötzlich ganz unglücklich aus. „Aber das meinst du doch nicht im Ernst. So was ist schließlich kein Sonntagsspaziergang.“

„Hoffentlich nicht“, antwortete Knirps, „und die Sachen da bleiben inzwischen hier, bis ich wiederkomme. Niemand anderer kriegt sie. Versprichst du mir das?“

„Nun ja ...“, brachte Rodrigo heraus, „falls du dir's nicht doch noch unterwegs anders überlegst.“ Er verwünschte sich innerlich wegen seines Einfalls. Dieser Knabe war offenbar durch nichts zu entmutigen.

„Du wirst stolz auf mich sein, Onkel Roddi“, versicherte Knirps und gab dem Ritter die Hand. „Also auf Wiedersehen, bis bald!“

Rodrigo schaute bekümmert in das sommersprossige Gesicht und schluckte ein-, zweimal, ehe er stammelte: „Wie denn? – Was denn? – Du willst einfach so losziehen? Jetzt gleich?“

„Je eher ich anfang“, antwortete Knirps, „desto eher bin ich zurück.“

Rodrigo wusste nicht mehr, was er sagen sollte. Er wühlte nur stumm in seinem struppigen schwarzen Bart herum.

Sie gingen zusammen zum Tor hinunter. Der Ritter öffnete es und ließ Knirps hinaus.

„Hör mal“, sagte er mit belegter Stimme, „ich hätte das vielleicht nicht erwähnen sollen, ich meine, die Probe und das alles. Wenn du es sein lässt, dann schenke ich dir die Rüstung. Was hältst du davon?“

Knirps schüttelte den Kopf. „Das gilt nicht, Onkel Roddi. Ich will aber ein wirklicher Raubritter werden. So einer wie du.“

„Knirps“, sagte Rodrigo, „also ich muss schon sagen, du bist ein ziemlich ungewöhnlicher Bursche.“

„Ich weiß“, antwortete Knirps und warf sich in die Brust, „mach dir nur keine Sorgen um mich.“

Er schwenkte seinen Hut, stülpte ihn sich auf seinen roten Haarschopf, drehte sich um und ging über den geschlängelten Felsenpfad den Haartzuberg hinunter, ohne sich noch einmal umzudrehen. Wenn er dabei links und rechts geguckt hätte, so wäre ihm vielleicht aufgefallen, dass viele von den Totenschädeln ein bisschen aufgeweicht aussahen, denn Rodrigo Raubein war ja inzwischen nicht dazu gekommen, sie zu reparieren. Aber Knirps war viel zu sehr in Gedanken an seine Raubritterknappenprüfung vertieft.

Rodrigo Raubein sah dem Jungen nach, bis sein kunterbuntes Flickenkleid zwischen den Felsen verschwunden war. Dann seufzte er tief.

„Na ja“, murmelte er vor sich hin, „jedenfalls bin ich ihn jetzt los. Das ist die Hauptsache. Ich bin froh.“

Aber er sah keineswegs froh aus, als er in die Schauderburg zurückging und das Tor hinter sich schloss.

### *Die Kinder und das Lesen*

Viele Eltern gestehen ein, dass sie selbst überhaupt nicht zum Lesen kommen. In diesem Fall darf man sich nicht wundern, wenn die Kinder kein Interesse zeigen. Wenn beim Frühstück oder Abendbrot über Bücher diskutiert oder sogar gestritten wird, bekommen die Kinder große Ohren. Sie wollen teilnehmen und mitreden und lesen die Bücher dann von ganz allein. Wenn aber im Elternhaus nur von der Rate für den neuen Mercedes, dem letzten Fußballspiel und solchen Dingen gesprochen wird, warum sollen Kinder dann plötzlich das gute Buch entdecken?

### *Wie die Illustrationen zu MOMO entstanden*

(...) Gestern bin ich mit der endgültigen Umschlagzeichnung fertig geworden. Auch hier habe ich mehrere gemacht, bis ich schließlich mit einer zufrieden war. Ich glaube, das Blatt ist recht schön geworden. In Sepia gezeichnet, also nicht in Tusche. Es sieht aus wie eines der alten englischen Kinderbücher, sozusagen in Kupfer gestochen. Das Bild geht um das ganze Buch herum: Auf der Vorderseite sieht man Momo, die dem Betrachter den Rücken zukehrt, mit der Schildkröte in Meister Horas riesigen Uhrensaal hineingehen. Im Hintergrund sieht man den Uhr-Wald aus Turmuhren usw. In Regalen und auf Tischen stehen und liegen wirklich Hunderte von verschiedenen Uhren und man hat eine Menge zu betrachten. Dann – besonders raffiniert! – ist der Buchrücken zugleich die Schmalseite eines großen Regals, das, wenn man das Buch umdreht, perspektivisch in den Hintergrund hineinführt, wiederum mit Hunderten von verschiedenen Uhren. Über allem, in ungewisser Höhe und Entfernung, schwebt ein gewaltiges Planetarium. Man kann also sozusagen um das Buch herumgehen, man kann aber auch den Einband ausbreiten und hat dann ein großes zusammenhängendes Bild. (...) Es war jedenfalls eine solche Geduldsarbeit, dass ich manchmal buchstäblich Nervenjucken bekam. Aber es hat doch großen Spaß gemacht.

---

<sup>1</sup> Mehr über Leben und Werk von Michael Ende in: *Hocke, Roman; Kraft, Thomas: MICHAEL ENDE UND SEINE PHANTASTISCHE WELT. DIE SUCHE NACH DEM ZAUBERWORT* Stuttgart 1997.